

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 14 (1938)

Heft: 37

Artikel: Johan August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor: Zollinger, James Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
Übersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

2. Fortsetzung

Yerba Buena am Hafen von San Francisco war aber kein offizieller Eingangspost, und die mexikanischen Beamten, die an Bord der «Clementine» kamen, verboten Sutter zu landen. Seine Beteuerungen, er sei in Not, ohne Lebensmittel, von erbarmungslosem Wetter hereingetrieben, halfen nichts. «Kein Eingangspost», wiederholten die Beamten hochnäsiger, und fünfzehn Soldaten standen da und gaben dem Gesetz, das ihre Vorgesetzten pompös rezitierten, schweisigam Nachdruck. Zum Glück besaß Sutter Einführungen an alle wichtigen Bewohner von Yerba Buena, von denen einige alsbald erschienen, und ihrem hartnäckigen Argumentieren gelang es endlich, Sutter eine Gnadenfrist von vierundzwanzig Stunden zu erwirken.

Die Zimmerleute und Segelmacher gingen unverzüglich an die Ausbesserung des Schiffs, und frische Lebensmittel wurden aufgenommen. Am folgenden Tag, dem 2. Juli, segelte die «Clementine» wieder die Küste hinunter und erreichte Monterey, die Hauptstadt, am 3. Juli.

Aus dem hübschen Paket von Empfehlungsschreiben, deren beschwingte Sprache den einstigen Krämer an die Küste von Kalifornien getragen hatte, sind die an Señor Vallejo adressierten zu unserem Ergötzen erhalten geblieben. Der amerikanische Konsul in Honolulu, zum Beispiel, schrieb:

«Geehrter Herr und Freund:

Es bereitet mir großes Vergnügen, Ihnen die Bekanntschaft des Ueberbringers dieses zu vermitteln. Hauptmann Don Juan A. Sutter ist ein Schweizer Kavaller, unter Menschen ein Mann ersten Ranges, hochgeehrt, von ungewöhnlichem Talent und Ruf, und ich kann ihn wegen seines gediegenen Charakters sehr empfehlen.

Hauptmann Sutter reist nach Kalifornien, in der Absicht, sich dort anzusiedeln, wenn das Land seinen Erwartungen entspricht, und Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie ihm mit allen Mitteln, die Ihnen zur Verfügung stehen, an die Hand gehen wollen.

Ich habe keinen geringern Wunsch, als den, Sie möchten ihn behandeln gerade als wäre er

Ihr ergebenster
John C. Jones.»

Sutter verlor keine Zeit, von solchen goldenen Worten Gebrauch zu machen. Nach der Ankunft in Monterey begab er sich unverzüglich mit seinen Empfehlungen zu David Spence, einem hochangesehenen Sohn Schottlands, der zugleich Schmugglerfürst und Friedensrichter war. Am folgenden Tag ließ es sich Mr. Spence nicht nehmen, einen Gast von solch seltenem Charme und solcher Trefflichkeit persönlich dem Gouverneur Alvarado vorzustellen. Mitten im Festtrubel des 4. Juli, des amerikanischen Nationaltages, der im Hause des Thomas Oliver Larkin gefeiert wurde, spielte Mr. Spence Sutters Einführungsbriefe dem Gouverneur in die Hände. So überwältigt war Alvarado davon, daß er sich vom Fest zurückzog, um sich dem stämmigen, so nachdrücklich empfohlenen Schweizer offiziell zu widmen. «Er hatte noch nie einen Mann gesehen, der so viele Empfehlungsschreiben besaß», erzählt Sutter.

Der Gouverneur empfahl nun Sutter, sich nur als Einzelperson niederzulassen, und zwar östlich des Sacramento-Flusses, wo ihm alles Land noch zur freien Wahl offen stehe. Nach Verlauf eines Jahres solle er sodann nach Monterey zurückkehren, um die Bürgerpapiere in Empfang zu nehmen und in gehöriger Zeit auf die Rechtstitel auf die Ländereien, die er sich gewählt hatte. Diese Besitztümer wären dann auf alle Zeiten Erbgut seiner Familie und gegen jede fremde Einmischung gesichert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Johann August Sutter wurde am 15. Februar 1803 als Sohn des aus dem Baselbiet stammenden Johann Jakob Sutter und der Grenzach-Pfarrerstochter Christine Wilhelmine Strober im badischen Städtchen Kandern geboren. 1819 kam er nach Basel in eine kaufmännische Lehre, besuchte vorübergehend die Schulen in Neuenburg und wurde dann Kommiss in einer Tuchhandlung des Städtchens Aarburg, wo er seine zukünftige Frau, Annette Dibbel aus Burgdorf, kennenlernte. Als Dreundzwanzigjähriger heiratete er sie, einen Tag vor der Ankunft des ersten Sohnes. Mit dem Geld der Schwiegermutter gründete er eine eigene Firma, doch verstand er das Haushalten so schlecht, daß er in schwere Schulden hineingeriet. Ehe und Vaterschaft waren ihm zur Last geworden. Dem Schuldengängnis zog er die Flucht vor, und so machte er sich im Jahre 1834 aus dem Staub. Er hatte viel von Amerika gesehen, dorthin fuhr er, durchquerte Ohio und Cincinnati, und erschien im Herbst 1834 in St. Louis, wo er dem deutschen Klub von St. Louis beitrug. Neuer finanzieller Schwierigkeiten wegen verlegte er im Winter darauf seinen Wohnsitz nach dem nahen Städtchen St. Charles, wo sein Freund Laufkötter einen Laden eröffnet hatte. Zusammen mit einigen in St. Louis selbsthaften Kaufleuten beteiligte er sich an einer Handels-Karawane nach Santa Fé, der Hauptstadt der Provinz Neu-Mexiko. Das abenteuerliche Leben gefällte ihm. Er führt eine eigene Karawane nach Neu-Mexiko, holt sich dabei aber einen großen Mißerfolg. In seinem neuen Wohnsitz, dem Oerchen Westport, (heute Vorort von Kansas City) taucht er als «Captain John A. Sutter, vormalig in der königlich-französischen Schweizergarde Karls X.» auf. Er lebt aber dort als kleiner Ladenbesitzer derart über seine Verhältnisse hinaus, daß er rasch vor neuem Ruin steht. Jetzt will er ganz weg nach Kalifornien. Im Frühjahr 1838 bricht er mit einer erbärmlichen Karawane auf und langt Mitte Oktober nach mancherlei Strapazen in Vancouver an. Rasch gewinnt er sich neue Freunde. Die von ihm Bezauberten rüsten ihm mit Empfehlungen aus, und er reist über Honolulu nach Kalifornien. Dort registriert zu jener Zeit Gouverneur Alvarado und dessen nicht viel älterer Onkel Vallejo, jeder erfüllt von Eifersucht auf des andern Macht. Am 1. Juli 1839 landet Sutter in Yerba Buena.

Sutter selbst erzählt, Alvarado «war sehr froh, daß jemand gekommen, der willens war, sich in der Wildnis des Tales von Kalifornien anzusiedeln, wo die Indianer sehr wild und bösigartig waren». Mag sein. Alvarados Hauptinteresse galt freilich kaum den wilden Indianern, die Sutter bändigen sollte. Dagegen war sein Hintergedanke bestimmt der, Sutter als Stein des Anstoßes seinem paradiertenden Onkel Vallejo in Sonoma sachte, aber zum großen Aergernis, vor die gespornten Stiefel zu legen.

Am 7. Juli kehrte Sutter, versehen mit einem Paß für sich und seine Gefährten, nach Yerba Buena zurück.

Die paar Handelsleute dieses kleinen Pueblo an der schönen Bucht waren fast alle naturalisierte Ausländer. Spear und Hinckley, beide aus Massachusetts stammend, hatten dort einen Laden. William Antonio Richardson, Engländer von Geburt, trieb zwischen Yerba Buena und den Sandwich-Inseln etwas Handel und amtierte als Hafenkapitän. Der Franzose Victor Prudon bewohnte ein winziges Häuschen, wo er eine Bar hatte, ein wenig handelte, und da er ausgezeichnet spanisch konnte, manches amtliche Schriftstück aufsetzte.

Die «Clementine» wurde bald nach Sutters zweiter Landung in Yerba Buena unter Kapitän Blinn wieder nach Honolulu geschickt.

Dann beeilte sich Sutter, Vallejo, dem Granden von Sonoma, von dessen Gnade oder Ungnade in Nordkalifornien alles abzuhängen schien, seine Aufwartung zu machen, und von Sonoma aus auch die russische Niederlassung Fort Roß zu besuchen.

In Yerba Buena hatte sich jedermann die größte Mühe gegeben, den amüsanten und regsamem Ankömmling in Reichweite festzuhalten. Auch Vallejo, der sich zwar höflich, aber sehr zurückhaltend benahm, meinte, es sei nicht nötig, so weit landeinwärts, bis ins Sacramentotal zu gehen, denn es gebe ja noch weite Strecken herrenlosen Landes viel näher an der Bai. Aber Sutter bemerkte leichtsin, es sei ihm nichts an der Bai gelegen. Kapitän Wilson, der ihn nach Sonoma begleitete, bot ihm zu

sehr günstigem Preis seine dortige Farm samt Herden an. Wieder lehnte Sutter ab und reizte Wilson zu dem Ausruf: «Mein Gott! ich möchte wissen, was Sie eigentlich wollen!»

Ob Sutter genau wußte, was er wollte, ist zu bezweifeln. Aber Gouverneur Alvarado hatte ihm einen Wink gegeben, sich von Sonoma und Vallejo fernzuhalten, und der Wink war nicht in taube Ohren gefallen. Wer weiß, ob sich nicht zugleich die qualvolle Erinnerung einstellte, daß Sutter jedesmal falliert hatte, wenn er versuchte, seine Pläne innerhalb schon gefestigter Gemeinwesen zu verwirklichen. Und dann: «Man hatte mich gewarnt, daß die Leute in diesem Tal eine Art hatten, die Kälber anderer Leute mit ihrem eigenen Zeichen zu brennen, die mir nicht paßte. Ich bemerkte ferner, daß man vor der Wache, vor der Fahne und vor der Kirche den Hut abnehmen mußte, und mir war eine Gegend lieber, wo ich den meinen aufbehalten konnte, mit andern Worten, wo ich allein Herr und Meister war.»

Das unabhängige Gebahren dieses Fremden konnte Vallejo nicht gefallen. Auch daß der liebenswürdige Gast so über alle Maßen gut empfohlen war, mußte die Zurückhaltung des eifersüchtigen Comandante verstärken.

Trotzdem war Vallejo zuvorkommend genug, Sutter am folgenden Tage Pferde und einen *Vaquero*, d. h. Knecht, als Führer zur Verfügung zu stellen. Ueber weite Felder weiß leuchtenden wilden Hafers und durch herrliche, himmelhohe Redwood-Wälder gelangte er in zwei Tagen nach Fort Roß.

Die einzigartige Kolonie leitete der ebenso ungewöhnliche Alexander Rotschiff, ein urbaner, hochgebildeter Mann, Schriftsteller und eifriger Übersetzer von Dramen für die russische Bühne. In Rotschiff und Sutter trafen sich verwandte Geister. Beide dilettierten als Militärs, liebten Reisen und Abenteuer, und waren erfüllt von der Romantik, die damals Mode war. War der eine Literat, so fand er im andern wenigstens einen jener genialen Erzähler, dessen Wirkung ganz an sein sprühendes Selbst gebunden war und des geschriebenen Wortes spottete.

In Sonoma hatte Sutters Ueberschwenglichkeit, dieses gefährlich-zweischneidige Schwert, den Grund zu Vallejos Eifersucht gelegt; in Fort Roß trug sie ihm die Freundschaft des russischen Kommandanten ein. Und so legte sich der Ahnungslose schon auf der ersten Fahrt ins Land zwei Schlingen; denn Fort Roß, das ihm die Russen anderthalb Jahre später verkauften, wurde ihm beinahe zum Mühlstein um den Hals.

Nach dem Mittagmahl brach Sutter wieder nach Sonoma auf und kehrte von dort nach Yerba Buena zurück, wo sofort mit den Rüstungen für seinen Vorstoß in die unbekannte Wildnis begonnen wurde.

Von der Firma Spear & Hinckley in Yerba Buena mietete er nun den Schoner «Isabella» und von Kapitän Hinckley selbst die Barkasse «Nicolas». Eine vier-rudrige Pinasse vervollständigte die kleine Flotte. Dann wurde Proviant eingekauft, landwirtschaftliche Geräte, Samen, Werkzeuge aller Art, Musketen und Gewehre, Blei und Pulver für diese und für das Geschütz, das von den Sandwich-Inseln stammte. So groß war das Ansehen des Hauptmanns Sutter, daß ihm alles gegen sein bloßes mündliches Versprechen geliefert wurde, in Biberpelzen und Hirschtalg zu bezahlen, welche der optimistische Kolonistator in gewaltigen Mengen nach Yerba Buena zu schicken hoffte.

In Yerba Buena warb Sutter unter den Leuten, die dort eben zu haben waren, noch weitere Mannschaft an.

Als alle Vorbereitungen erledigt waren, gab man ihm an Bord der «Munsoon» aus Boston, dem einzigen Schiffe, das im Hafen lag, eine Abschiedsfeier, die sich bis in den jungen Morgen hinauszog. «Jedermann war anwesend, um mir Lebewohl zu sagen, denn keiner glaubte, daß er mich je wieder sehen würde», sagt Sutter mit gewohnter Uebertreibung. Spear und Hinckley und seine übrigen Gläubiger waren ohne Zweifel anderer Ansicht. Sie liebten ihr Geld und Gut nicht in die Wildnis wandern, damit sie das Vergnügen hätten, Sutter abreisen zu sehen. Genau so zuversichtlich wie ihr Schuldner selbst rechneten sie mit einem greifbaren Gewinn. Sie hatten unbegrenztes Vertrauen auf diese frischgewordene Fiktion, den Hauptmann Sutter.

ZWEITER TEIL:

Reichsgründung

1. Rio Sacramento

Von Anfang an hatte Sutter das Sacramento als Schauplatz seiner künftigen Taten im Sinn gelegen. Er selbst erwähnt einen Schiffskapitän Meiggs, durch den er zuerst von der Fruchtbarkeit jenes gesegneten, weiten Tales hörte, das nur von wilden Indianern und zahllosen Tieren bewohnt war.

Endlich war die Mündung des Sacramento gefunden, und damit gelangte die Expedition in Gegenden, die nur wenige Weiße gesehen hatten. Ein breiter, ruhig fließender Strom nahm sie auf. Seine Ufer verloren sich in einer Dschungel von Bäumen, Sträuchern und hohen Binsen, das von zahlreichen Wasseradern durchkreuzt war. Immer fuhren Sutter und seine Kanaken — ausgezeichnete Ruderer — voraus, durchforschten alle Seitenarme und hängten als Wegweiser für die beiden größten Schiffe Papierzettel an Büsche und Bäume. Ab und zu war da noch seltsamerer Zierat zu sehen: indiansche «Gebete», bestehend aus Büscheln weißer Federn, welche an überhängenden Zweigen flatterten, um die Geister zu beschwören, es an Fischen und anderer Nahrung nie mangeln zu lassen.

Trotz all dieser Zeichen war von den Wilden selbst nichts zu sehen, bis die Pioniere ungefähr zwölf Meilen unterhalb der Stelle waren, wo heute die Stadt Sacramento liegt. Da befand sich Sutter plötzlich angesichts einer Schar von zweihundert grell bemalten Indianern

im Kriegsschmuck, die sich in einer Waldlichtung versammelt hatten. Ihr farbiger Aufputz und ohrenbetäubendes Geschrei erlaubte über ihre Absicht keine Zweifel. Sutters Leute wollten denn auch gleich Feuer geben, aber er hielt sie zurück. Sein vertrauter Verkehr mit den Delawares hatte ihn gelehrt, mit Indianern umzugehen. Unbewaffnet stieg er ans Land, nachdem er seine Mannschaft angewiesen, das Gewehr in Bereitschaft zu halten. Da er annahm, daß einige dieser Wilden ehemalige Missionszöglinge seien, grüßte er sie mit einem lauten, freundlichen «adios, amigos!» Augenblicklich traten auch zwei Krieger vor und antworteten ihm auf spanisch.

Sutter erklärte ihnen, er sei nicht gekommen, um mit ihrem Volke Krieg zu führen, sondern um als Freund unter ihnen zu leben. Er zeigte ihnen seine Ackerbaugeräte, versicherte sie, daß unter seinen Leuten keine «Spanier» waren (die Hispano-Kalifornier waren ihnen besonders verhaßt), und lud sie ein, ihn zu besuchen und sich Freundschaftsgeschenke zu holen, sobald er einen Platz für seine Siedlung gefunden habe.

Die Indianer zeigten sich sehr befriedigt, als ihnen die Botschaft des weißen Häuptlings übersetzt wurde, und sie gingen ruhig wieder auseinander. Die meisten dieser Wilden gehörten zum Stamme der Walagumnes. Ihr Häuptling, einer der beiden, die spanisch konnten, war Anasche, den später eine rührende Freundschaft mit Sutter verband. Er bestieg nun als Sutters Pilot die Pinasse, während der andere des Spanischen Kundige mit einer Meldung für die Mannschaft der großen Schiffe fußabwärts geschickt wurde.

Von nun an wurde häufig Halt gemacht, um das Land zu erforschen. So arbeiteten sie sich langsam flussaufwärts, am Rio de los Americanos vorbei, und in den Rio de las Plumas hinein, den sie, da er an seiner Mündung breiter ist als der Sacramento, für den letzteren hielten. Sie kehrten jedoch am Abend wieder zum Zusammenfluß der beiden Ströme zurück, wo inzwischen auch der Schoner und die Barkasse angelangt waren.

Die Kanaken waren vom Rudern erschöpft und auch Sutter war müde. Während die Mannschaft sich am Ufer oder auf Deck, so bequem als es eben angeht, auf die Nacht einrichtete, zog sich Sutter in seine kleine Kabine auf dem Schoner zurück. «Als ich eintreten wollte», erzählt er in seinen Memoiren, «riefen mir die Leute zu, wie lange ich sie noch derart in der Wildnis herumführen wolle. Ich erwiderte, ich würde ihnen am Morgen Bescheid geben. Während der Nacht überlegte ich mir die Sache. Ich hätte noch gerne die Gegend weiter oben erforscht; aber ich wußte, daß mit auf-

rührerischen Leuten nichts auszurichten war. Ich entschied mich daher zur Rückkehr und teilte das der Mannschaft am Morgen mit.»

Er ließ die Schiffe langsam bis zur Mündung des Amerikanerflusses stromabwärts treiben und verfolgte diesen dann aufwärts, soweit er schiffbar war. Dann gab er Befehl, alles an Land zu bringen, die Zelte aufzuschlagen und die Kanonen zu montieren. Darauf rief er alle Mann zusammen und erklärte, daß er am nächsten Morgen den Schoner und die Barkasse nach Yerba Buena schicken werde, und daß es jedem frei stehe mitzugehen.

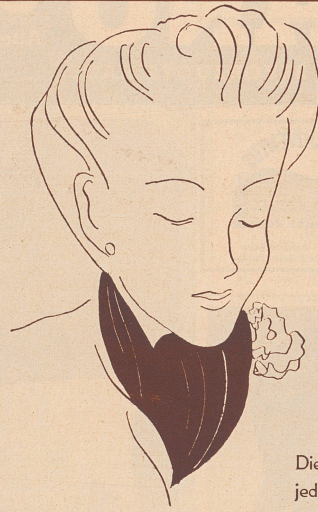
Der Augenblick für diesen Entscheid war klug gewählt. Der eigentliche Grund, warum Sutter die Schiffe zurückschickte, lag in der Notwendigkeit, sich frischen Proviant zu verschaffen, ehe die mitgenommenen Vorräte aufgezehrt waren. Zugleich aber bot sich ihm hier eine günstige Gelegenheit, seine Leute auf Herz und Nieren zu prüfen und diejenigen abzustößeln, die es nach einem Leben inmitten aller Beschwerden der trostlosen Wildnis nicht gelüstete. Die eigentlichen Prüfungen standen ja noch bevor. Und doch staken sie schon jetzt in Schwärmen von Moskitos, die so dick waren, daß man sie beinahe mit dem Messer durchschneiden konnte. — Sechs der Weißen entschieden sich dafür, mit den Schiffen zurückzukehren.

Die eigenartige Trennungsszene prägte sich tief ins Gedächtnis der Teilnehmer ein. Schon war das junge Lager von Hunderten neugieriger Indianer umringt. Als dann die Schiffe vom Ufer wegglichen und sich stromabwärts wandten, wurde ein Abschiedssalut von neun Schüssen abgefeuert, welcher die versammelten Wilden in ein fieberhaftes Durcheinander warf. «Eine Menge Rehe, Elche, und andere Tiere der Savannen wurden aufgeschreckt», erzählt William Heath Davis, der Kapitän des Schoners. «Sie rannten hin und her, standen wieder still, den Kopf zum horchen gehoben, voller Neugier und Verwunderung, wie magisch angezogen und zur Stelle gebannt, während im Innern der benachbarten Wälder die Wölfe und Coyotes (Wüstenfische) mit ihrem Geheul die Luft erfüllten, und ungeheure Schwärme von Wasservögeln verstört das Lager umflatterten. . . . Dieser Salut war der Weckruf der Zivilisation in dieser Urwildnis, die so bald bevölkert und zum wichtigen Zentrum von Handel und Ackerbau werden sollte.»

Die drei Weißen, die sich entschlossen hatten, bei Sutter zu bleiben, waren Friedrich Hügel, Louis Morstein und Henry King; ein Deutscher, ein Belgier und ein Irländer, die alle in Yerba Buena angeworben worden

S **SULZER**
Strahlungs
Heizung
Syst. Crittall Patent

Die neue Heizung kühlt im Sommer, wärmt im Winter
Gebrüder Sulzer Aktiengesellschaft
Abt. Zentralheizungen / Winterthur und Filialen



TÄGLICHE PFLEGE
BEWIRKT DAS
ELIZABETH ARDEN
AUSSEHEN



Die Schönste in jedem Land und in jeder Stadt ist heutzutage die Frau, welche zu jeder Jahreszeit die Elizabeth

Arden Präparate regelmässig verwendet. Elizabeth Arden hat die Frauen die Grundbedingungen für wirkliche Schönheit gelehrt. Abends und morgens muss die Haut mit Ardena Reinigungscreme, Hautstärkungsmittel und Velva Creme (bei trockener oder älterer Haut mit Orange Hautnährmittel) gereinigt, gestärkt und ernährt werden, wenn sie ihre Jugend und Frische behalten soll.

- Ardena Reinigungscreme Frs. 5.50
- Ardena Hautstärkungsmittel Frs. 4.50
- Ardena Velva Creme Frs. 5.50
- Orange Hautnährmittel Frs. 5.50

Elizabeth Arden

25 Old Bond Street, London Surselva House, St. Moritz 30 Bahnhofstrasse, Zürich

Elizabeth Arden Präparate sind überall in eleganten Geschäften in der Schweiz erhältlich.

waren. Dazu kam noch der junge indianische Diener, den Sutter am Windriver gekauft hatte, acht Kanaka-Männer, die Bulldogge von den Inseln, und schließlich die beiden Kanaka-Frauen. Es ist nicht anzunehmen, daß Sutter im Ernste sprach, als er behauptete, «zwei der Kanaken hatten ihre Weiber mitgenommen». Weit entfernt davon! Sie waren vielmehr zu seinem eigenen Besten da, und die bevorzugte unter den beiden exotischen Schönen hieß Manaiiki oder Manuiki.

Die Stelle, wo er landete, entspricht ungefähr dem untersten Ende der Achtundzwanzigsten Straße in der heutigen Stadt Sacramento. Der Tag der Landung war entweder der 13. oder 14. August; denn an letzterem Datum schrieb er den folgenden, vielsagenden Brief in unnachahmlichen Immigrantenglisch:

Aug. 14. 1839
«Rio Sacramento»

Señor Don Ignatio Martinez

en el Pinole.

Gehörter Herr!

Bitte, mir die Pferde und das Vieh so schnell als möglich zu senden. Um beim Treiben zu helfen und den Weg zu meiner neuen Lagerstelle zu zeigen, schicke ich Ihnen zwei Indianer in meinen Diensten, ich hoffe Ihr Soha komme selbst, ich brauche die Ochsen sehr notwendig um an einen andern Ort zu ziehen, denn die Moskitos fressen uns hier beinahe auf und ohne die Ochsen können wir nichts tun. Ich nehme gern noch ein Joch Ochsen mehr, welche Sie mir für \$ 16.— offerierten, ich nehme auch noch zwei Milchkuhe mehr und 10 oder 12 tereaux oder junge Schlachtochsen und mehrere Hengste und Stuten von Ihnen oder Señor Castro gegen Waren, mit denen Sie sehr zufrieden sein werden. Ich würde auch noch ein paar junge Kühe mehr nehmen, wie die von Capt. Wilson.

Bitte, mir auch 2 oder 3 Sättel zu senden, da ich sie sehr nötig habe, die beiden Indianer haben keine Sättel, bitte gehen Sie ihnen ein paar alte Sättel. Wenn Mr. Octave Custor, der französische Herr mit Ihnen kommen will, werde ich ihn sehr gerne aufnehmen, auch den jungen Herrn, der mitkommen wollte, um mir das Land zu zeigen, der aber nicht kommen konnte, weil seine Mutter starb.

Mit dem Schiff von Mr. N. Spear schicken Sie bitte 6 fanegas (Scheffel) Weizen und 6 fanegas Bohnen, 1 Sack Schmalz, 8 arrobas gedörrtes Fleisch und etwas Mais zum Säen, wenn Sie so gut sein wollen.

Entschuldigen Sie meinen schlechten Brief.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener Diener

J. A. Sutter.

Der Brief ist von prophetischer Bedeutung, sozusagen das Leitmotiv der ganzen umfangreichen Korrespondenz, die bald von diesem einsamen Posten aus halb

Kalifornien mit einer Flut von beinahe stereotypen Bitten überschwemmen sollte: «bitte senden Sie mir», «ich brauche unbedingt», «ich nehme gern», «bitte, mir ferner zu senden...»; alles gegen ebenso stereotype, unbestimmte Versprechen, in «Waren, mit denen Sie sehr zufrieden sein werden», zu bezahlen.

Es ist in nuce das Epos eines jahrelangen, phantastischen Titanenkampfes, durch welchen dem Nichts eine kleine Welt abgerungen werden sollte. Hier wurde im Bettlergewand ein Königreich gegründet.

2. Neu-Helvetien

Der Grund und Boden, auf dem sich Sutter nun befand, lag im Gebiete der Otschekame-Indianer, die recht bald mit dem sonderbaren Eindringling Freundschaft schlossen. Zum Dank erhielten die sie üblichen Geschenke: das Volk Gasperlen und farbige Taschentücher, die Häuptlinge Hemden und Wolldecken. Die Ermahnung, ihren Freundschaftsvertrag zu halten, bekam gebührenden Nachdruck durch eine Vorführung des künstlichen Donners aus dem Geschütz des weißen Häuptlings, und die Indianer gaben zu, es sei ihnen nicht daran gelegen, selbst als Zielscheibe zu dienen.

Während der nächsten Tage wurde die Umgegend durchforscht. Eine Erdwelle, eine Meile südlich der Landungsstelle, empfahl sich bald als der geeignetste Platz für die endgültige Siedelung.

Hier, auf der höchsten Erhebung der Gegend, wurden vorläufig zwei Grashütten nach Art der Südsee-Insulaner errichtet. Sutter selbst bewohnte ein Zelt. Doch begann man bald mit dem Bau einer dauerhaften Wohnstätte, eines Lehmziegel- oder Adobe-Hauses von vierzig Fuß Länge, welches drei Räume, Küche, Schmiede und Sutters Privatzimmer enthielt. Eine der dringenden Notwendigkeiten war sodann, nach dem Landungsplatz eine Straße durch den Wald zu bauen.

Diese Kolonie widmete Sutter seinem Heimatland und nannte sie Nueva Helvecia — Neue Schweiz.

Drei bittere Fehlschläge — Burgdorf, Santa Fé, Westport — hatten nicht vermocht, seine mächtig aufreibende Lebenskraft zu erschüttern, oder seinen Willen zu lähmen, der sich allen Hindernissen zum Trotz durchzusetzen vorgenommen hatte. Er stand nun also wieder vor einem völlig neuen Anfang. Die herrenlosen Urwälder und Savannen, ungezähmte Wilde, eine Handvoll williger Anhänger, und der Kredit, den ihm sein

fesselndes Wesen eröffnete hatte, das waren die Elemente, aus denen er sich sein eigenes Reich zu bauen hoffte. Dabei war das Rüstzeug, das er hatte aufzutreiben können, zum Verzweifeln ungenügend, fand er doch in dem schmalen, zivilisierten Küstenstreifen von Kalifornien nur einen verkümmerten Ableger «Spaniens aus dem sechzehnten Jahrhundert».

Aber hier geschah nun das Merkwürdige: Sutter, der charmante Vagabund, der elegante Fabulierer, entpuppte sich als Visionär voll praktischer Leidenschaft; als einer, der hundert andere so begeistern konnte, daß sie sich für ihn abmühten, ohne höheren Entgelt als Obdach und Verpflegung, und die Hoffnung auf etwas bessere Belohnung, wenn ihm Erfolg beschieden war. An Aufgaben fehlte es nicht, und seine paar Anhänger, die sich auf ihre Sache verstanden, mußten viel von ihrer kostbaren Zeit dazu opfern, die wenigen Indianer anzuweisen, die nach den zweifelhaften Segnungen jener widerwärtigen Anstrengung verlangten, welche der zivilisierte Mensch Arbeit nennt.

Ehe nur ein paar Wochen verstrichen waren, erfuhr Sutter auch, was es hieß, sich auf einheimische Kalifornier verlassen zu müssen. Mit den nach Yerba Buena zurückkehrenden Schiffen hatte er zwei Indianer flussab geschickt, damit sie Ignacio Martinez und seinen Leuten halfen, das Vieh nach dem Sacramento zu treiben. Martinez jedoch mit seiner spanischen Indolenz und seinem störrischen Eigensinn ließ sich Zeit, bis es ihm paßte, der Abmachung nachzukommen; und unterdessen beutete er die beiden Indianer zu seinem eigenen Nutzen aus. Ein Monat verging, sechs Wochen. Sutter schickte einen zweiten Boten, einen dritten. Endlich sandte Martinez mit der von Yerba Buena zurückkehrenden Barkasse Spears einige Vorräte: gedörrtes Fleisch, ein Faß Kochfett und einen Scheffel Bohnen. Aber erst gegen Ende Oktober kam das Vieh an, — und mit ihm der ewige Unfrieden! Denn statt der zehn Kühe, die auf der Rechnung standen, hatte Martinez nur neun geliefert, und statt der vertraglichen Zahl von fünfunddreißig Färsen nur dreunddreißig. So gastfreundlich und freigiebig diese Kalifornier im gesellschaftlichen Verkehr waren, im Geschäftsleben erwiesen sie sich als hinterhältig, und wie alle Primitiven, auf Betrügereien erpicht. Nicht nur über unvollständige Lieferung mußte sich Sutter in einem scharfen Brief beklagen; Martinez unterließ es auch, die beiden Indianer, die er zwei Monate hatte für sich arbeiten lassen, zu bezahlen. Und

(Fortsetzung Seite 1133)

LUGANO Grand Hotel Palace

Allerschönste Lage an der See-Promenade, großer Park, Tennisplatz

DAS VON SCHWEIZERN BEVORZUGTE HAUS

• Pension von Fr. 16.— an •

Leidende Männer

beachten bei allen Funktionsstörungen und Schwächezuständen der Nerven einzig die Ratshilfe des erfahrenen, mit allen Mitteln der modernen Willenlehre vertrauten Spezialarztes und lesen eine von einem solchen herausgegebene Schrift über Ursachen, Verhütung und Heilung derartiger Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen o. Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Horisau 472



Print-Fix EXPRESS

Das Eidgenössische Militärdepartement kauft für die Armee 100 PRINT-FIX

Schweiz. Spezialfabrik für Vervielfältiger
Edgar Rutishauser
Zürich
TELEFON 8.855. BECKENHOFSTR. 59

Print-Fix Modelle ab Fr. 90.— bis 1500.—



Bei mir gibt es jedesmal Grosswäsche. Das heisst aber nicht etwa auch Aufregung, Rückenschmerzen etc., im Gegenteil. Ich wasche mit Persil genau nach Vorschrift. Das ist weniger mühsam, sparsamer und ich bin rascher fertig. Die Wäsche ist nicht nur herrlich weiss, sondern sie wird auch geschont. Wirklich:

Man wäscht am besten mit **Persil**
Henkel & Cie. A. G., Basel

Seiden—Grieder und die Mode
Herbst/Winter 38

Neue Stoffe aus
Seide, Wolle & Samt
in den guten Grieder—Qualitäten
Muster überallhin franko

SEIDEN—GRIEDER

Zürich/Paradeplatz
Telefon 3 2750

Schnittmuster «Linda» und «Jardin des Modes»

obendrein, schrieb Sutter: «Der Weizen, den Sie mir verkauft, ist so voll Maden, daß sie mein ganzes Haus mit ihrem Gestank erfüllt haben und mir alles Mehl verderben. Ich hätte nie gedacht, daß Sie es fertig brächten, mir solchen Weizen zu verkaufen!!!» Er warf ihm vor, «gegen Treue und Loyalität» gehandelt zu haben, weshalb er, Sutter, nicht einsehen könne, warum er seinerseits nun die Vertragsbedingungen erfüllen sollte! — Hinter Martinez scharte sich natürlich sogleich die gesamte hispano-kalifornische Sippschaft, und so kam es, daß, noch ehe das Jahr zu Ende ging, der Ankömmling bereits den größten Teil der Einheimischen sich verfeindet hatte.

Vallejo besonders befiß sich, Sutters Leute zu schikanieren, wenn sie in Geschäften nach Sonoma kamen. Er bestand darauf, ihre Pässe zu verlangen. Das reizte Sutter und er fing an, in seinen Briefen an den General-Kommandanten sich desselben kühnen Tones zu bedienen wie Martinez gegenüber. Nur das Gefühl völliger Sicherheit in seiner entlegenen Siedlung kann ihn zu diesem groben Fehler verleitet haben. Und auch das Bewußtsein, daß Gouverneur Alvarado ihm den Rücken deckte! Denn daß der großtuerische Vallejo an dem Klotz, den ihm sein schadenfroher Neffe, der Gouverneur, vor die Tür gestellt, das Schienbein empfindlich angeschlagen hatte, blieb bald niemandem verborgen. Vallejo wand und krümmte sich förmlich vor Aerger angesichts der unverkennbaren Bedeutung, die Neu-Helvetien innerhalb weniger Monate gewann.

Die Freundschaft, welche Sutter mit den Indianern aufrecht zu erhalten verstand, machte den *comandante general* stutzig. Noch bedenkllicher schienen diesem die Vaganten, welche die neue Kolonie anzog. Matrosen verließen in Yerba Buena ihre Schiffe und desertierten zu Sutter. Jäger und Trapper aus dem Felsengebirge kamen zu ihm gelaufen und suchten Anstellung — in Vallejos Augen lauter verdächtige Subjekte.

Dann war da vor allem ein Mann, der sich Sutter angeschlossen hatte: Octave Custot. Er stammte aus Nancy in Lothringen, gab vor, dort eine Professur für Landwirtschaft inne gehabt zu haben, und eine Autorität auf dem Gebiet der Rübenzucker-Fabrikation zu sein. Auf diese Vorspiegelungen hin hatte Vallejo ihn einst angestellt. Aber es zeigte sich bald, daß «der erste in Kalifornien hergestellte Rübenzucker» aus des Kommandanten peruvianischem Vorrat gestohlen war! Für den Spott war da nicht zu sorgen.

Ungefähr ein Jahr lang erwies sich Custot als Sutters rechte Hand sehr nützlich. Besser als Sutter selbst mit seinem dicken Baslerfranzösisch konnte Custot das Vertrauen französisch-kanadischer Trapper gewinnen und sie in Sutters Dienste locken. Aber diese Werbetätigkeit verschärfte nur den Zwiespalt zwischen den Einheimischen und Sutter. Bis Ende 1839 hatte sich die Lage schon derart zugespitzt, daß die Kalifornier sich ent-

schieden vor Sutter zu hüten begannen. Das rasche Wachstum der neuen Kolonie in der Wildnis des Sacramento, der unglaubliche Unternehmungsgestirb ihres Leiters, sein (wenn schon fiktiver) Ruf als Militär, das Geschick, mit dem er sich ganze Stämme wilder Indianer gefügig machte — in all dem sahen die Landessöhne Vorzeichen eines Sturmes, der sich sozusagen in ihrem Hinterhofe drohend erhob.

Kein Wunder, wenn Vallejo in einer Instruktion vom 26. Dezember 1839 an seinen Bruder, Hauptmann José Jesus Vallejo, schrieb: «Ich halte es für notwendig, eine neue Kolonie von Fremden im Gebiete des Sacramento-Flusses, die, trotzdem sie mit Genehmigung der Provinzial-Regierung gegründet wurde, dennoch mit den Gesetzen im Widerstreit steht, nicht aus den Augen zu lassen. Dieses Etablissement mit seinen giftigen Ausdünstungen ist äußerst verdächtig.»

Es kam freilich noch nicht zum offenen Bruch, Vallejo insbesondere tat sein Möglichstes, äußerlich die gute Form zu wahren. Trotzdem war Eines unlegbar: Nur vier Monate, nachdem der rasch sich aufschwingende Koloniasator in seinem erwählten Land Fuß gefaßt hatte, war schon ein heftiger Verleumdungskrieg gegen ihn im Gange.

3. Konquistador und Missionar

Fast alle Nahrung mußte auf Kredit eingekauft werden, da es ja noch nicht möglich war, in Neu-Helvetien etwas anzupflanzen. Ueberhaupt machte Sutter während der ersten zwei Jahre kaum ernste Anstrengungen, den Boden zu bearbeiten. Die Jagd auf Biber- und Otterfelle — beinahe die einzige Währung des Landes — schien der bequemere Weg, rasch zu Zahlungsmitteln zu gelangen. Aber leider blieb der Ertrag von Sutters erster Pelz-Expedition sehr unbefriedigend. Die Indianer hatten keine Erfahrung auf diesem Gebiet, und ihre Ausrüstung war zu mangelhaft, um auch nur einen bescheidenen Erfolg zu gewährleisten. Sutters Gläubiger mußten sich daher samt und sonders auf bessere Zeiten vertragen.

Martinez war der erste, dem die Geduld ausging. Bald fing er an, Sutter solange mit aufdringlichen Mahnungen zu befeffern, bis der Herr von Neu-Helvetien in einem seiner kurzen Memoranden herausplätzte: «Hochgeehrter Herr! . . . Sollten Sie die Regeln des Geschäftsverkehrs vergessen haben, so kann ich sie Ihnen schon wieder beibringen, und glauben Sie nicht, mich mit Ihren Drohungen zu erschrecken! Da ich Ihnen weiter nichts zu sagen habe, zeichne ich, — Achtungsvoll, Ihr J. A. Sutter.» — Daraufhin wandte sich Martinez an Vallejo, welcher jedoch, da er Militär- und nicht Zivilbeamter war, sich in der Sache als nicht zuständig erklärte. Ja, Vallejo behauptet sogar, es sei ihm zu verdanken, daß eine gewaltsame Besitzergreifung

von Neu-Helvetien, welche Martinez mit Hilfe der Indianer-Garnison von Sonoma plante, verhütet wurde. Das war im April 1840.

Zur selben Zeit brachen Unruhen unter den Eingeborenen aus, vielleicht gerade weil Leute wie Martinez sie aufhetzten. Einmal geschah es, als Sutter um Mitternacht in seinem Zimmer etwas mit Custot besprach, daß ein Schreckensruf, «O, *senor!*» die Stille der Nacht durchdrang. Custot eilte hinaus, — und fand einen Indianer zwischen den Kiefern der gewaltigen Bulldogge zappeln. Noch während die Wunden des auf Mord Bedachten behandelt wurden, zerriß ein zweiter Schrei die Nacht und ein zweiter Indianer rang verzweifelt in den Zähnen der Dogge. Sutter vernahm die Verletzungen eigenhändig mit seidnen Fäden und entließ die beiden Angreifer mit der Warnung, daß ein neuer Versuch mit schneller, unarmherziger Strafe geahndet würde.

Trotzdem blieb dies nicht das letzte Attentat. So kam's zum Aufruhr. Einige fingen an, auf Sutters Herden zu schießen und ihm Pferde zu stehlen. Im Mai 1840 verließen die Mokelunne-Indianer zum deutlichen Zeichen beginnender Feindseligkeiten ihre Dörfer und rotteten sich am Cosumne-Fluß zusammen. Sutter wartete nicht auf ihren Ansturm. Eine kleine bewaffnete Besatzung zum Schutze der Häuser zurücklassend, überfiel er mit nur sechs Leuten die Wilden in einem Nachtangriff. Aber schon nachdem diese ein halbes Dutzend ihrer Krieger verloren hatten, waren sie bereit, den Frieden zu erbitten. Wieder zeigte Sutter sich gnädig, versprach, daß alles vergeben und vergessen sein sollte, wenn sie in ihre Dörfer zurückkehren und wie zuvor ihrer Arbeit nachgehen wollten.

Sutters Indianerpolitik war zweifellos sehr klug. Zahlreich sind die Augenzeugen, die uns versichern, sie hätten nie einen Mann gesehen, der in der Behandlung der Indianer so großes Geschick, so feinen Takt an den Tag legte. Die Indianer selbst merkten bald, daß in Sutters Charakter das Wohlwollen überwog. Gegen seine Waffen und überlegene Taktik vermochten sie niemals aufzukommen, während eine unbedingte Unterwerfung nur zu ihrem Besten ausfallen konnte.

Ein Jahr lang verhielten sie sich ruhig, und manche zeigten sich jetzt geneigt, in die Lebensweise des weißen Mannes eingeführt zu werden. Ihre Entlohnung war, den Leistungen entsprechend, gering.

Eine mit einer Nummer versehene Blechmarke diente für jeden zur Arbeitskontrolle. Jeden Tag wurde ein Stern in die Marke gestanzt und die Zahl der Sterne zeigte dann den Kurswert dieses Markengeldes an.

Die Speisung dieser Halbbluten bot eine Szene, über die sich mancher weiße Besucher entsetzte. Zur Essenszeit wurden lange hölzerne Tröge auf kurzen Beinen in den Hof der Siedlung gestellt. In diese Tröge schüttete der Koch eine dicke Brühe, zur Hauptsache einen Brei aus Kleie, der vielleicht mit einigen Fleischabfällen

Wirksame Haarpflege

Die Wahl des Mittels entscheidet. Ungeeignete Maßnahmen können oft mehr schaden als nützen. Greifen Sie bei Haarausfall zu der berühmten **Amora-Lotion**

sie hilft auch in schwierigen Fällen, denn sie enthält natürlichen Haarstoff, die aufbauende Haarnahrung. Tausende benützen heute Amora zur Förderung des Haarwuchses, sie wird auch Ihnen nützen.

DIE ECHE AMORA HAARKUR
gegen krasse Haarausfall

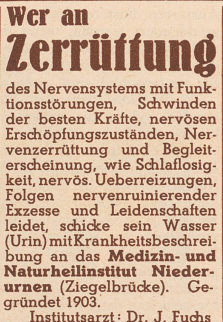
In Drug., Colporteurgesch. oder Apoth. per Flasche 2.-, 4.25, u. 6.15 erhältl.



Wer an Zerrüttung

des Nervensystems mit Funktionsstörungen, Schwinden der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Nervenzerrüttung und Begleiterscheinung, wie Schlaflosigkeit, nervös. Ueberreizungen, Folgen nervenruhmender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mit Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilmittel Institut Niederrhein** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.

Institutarzt: Dr. J. Fuchs



Wenn um 6 Uhr früh der Wecker klingelt . . .



BULLRICH-Magensalz

nur echt in blauer Packung mit dem Bilde des Erfinders. **100 Jahre im Gebrauch** gegen Folgen schlechter Verdauung und Sodbrennen. In Packungen Fr. 1.—, 2.—, 3.50; Tabletten 50 Cts. und Fr. 3.—. In den Apotheken

Dem Bildinserat

ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie unverbindlich Vorschläge von der Inseraten-Abteilung der **ZI**



BALLEN

Sofort schmerzfrei mit **Scholl's Zino-Pads**, keinen Schuhruck an den empfindlichen Stellen mehr. — Auch in Größen für Hühneraugen, Hornhaut etc. in allen Apotheken und Drogerien sowie in den Scholl's Depots erhältlich.

Scholl's Zino-Pads



Wir bringen ein früher erschienenes Buch in Erinnerung, das auch in der heutigen Zeit seine volle Gültigkeit hat:

Die Eidgenossen

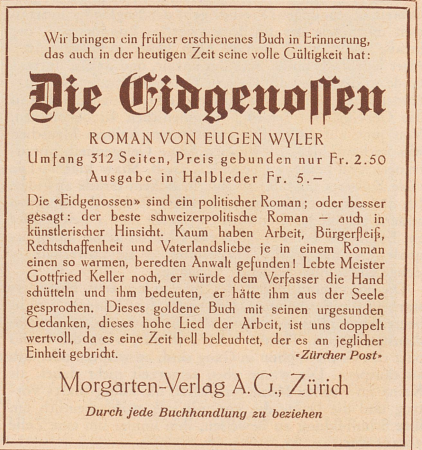
ROMAN VON EUGEN WYLER

Umfang 312 Seiten, Preis gebunden nur Fr. 2.50
Ausgabe in Halbleder Fr. 5.—

Die «Eidgenossen» sind ein politischer Roman; oder besser gesagt: der beste schweizerpolitische Roman — auch in künstlerischer Hinsicht. Kaum haben Arbeit, Bürgerfleiß, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe je in einem Roman einen so warmen, bereiten Anwalt gefunden! Lebte Meister Gottfried Keller noch, er würde dem Verfasser die Hand schütteln und ihm bedeuten, er hätte ihm aus der Seele gesprochen. Dieses goldene Buch mit seinen urchunden Gedanken, dieses hohe Lied der Arbeit, ist uns doppelt wertvoll, da es eine Zeit hell beleuchtet, der es an jeglicher Einheit gebriht.

—Zürcher Post—


Morgarten-Verlag A.G., Zürich
Durch jede Buchhandlung zu beziehen



Dann heißt's: Schnell aufstehen und an die Arbeit! Ein neuer, arbeitsreicher Tag erwartet die Hausfrau. Und mandmal möchte man am liebsten liegen bleiben. Nämlich dann, wenn die Tage der Unpäßlichkeit gekommen sind. Aber auch zu diesen Zeiten können Sie sich ein frohes Gesicht und innere Ausgeglichenheit bewahren, wenn Sie sich durch die neuzeitliche «Camelia»-Hygiene vor unangenehmen Lästigkeiten schützen. «Camelia» verleiht Ihnen ein uneingeschränktes Sicherheitsgefühl, denn diese ideale Reform-Damenbinde besteht aus vielen Lagen feinsten, weicher «Camelia»-Watte (Zellstoff). Das bedeutet größte Saugkraft und ermöglicht diskrete Vernichtung. Der einzigartige «Camelia»-Gürtel macht das Tragen beschwerdefrei. Weisen Sie aber Nachmachungen zurück, denn nur «Camelia» ist «Camelia».

Camelia Schweizer Fabrikat

Rekord	10 St. Frs. 1.30
Populär	10 St. „ 1.60
Regulär	12 St. „ 2.50
Extra stark	12 St. „ 2.75
Reisepackung	5 St. „ 1.40



Die ideale Reform-Damenbinde

In allen einschl. Geschäften, sonst Bezugsquellennachweis durch Camelia-Fabrikation St. Gallen



Mariano Guadalupe Vallejo

der Generalkommandant der kalifornischen Truppen und Onkel des Gouverneurs Alvarado, einer der wenigen Kalifornier rein spanischen Blutes. Er lebte mit größerem Aufwand als irgend jemand im Lande. Zum Zeichen seiner allerhöchsten Gegenwart hielt er vor seinem Hause stets einen Wachtposten, der weder Freund noch Feind vorbeigehen ließ, es sei denn, er ziehe seinen Hut.



Juan Bautista Alvarado

der Gouverneur von Kalifornien. Als Sutter in seinem Machtbereich auftauchte, war Alvarado ein 31jähriger, schon ziemlich abgelebter Mann, der sich durch eine Revolution vom Posten eines einfachen Schreibers zum höchsten Amt emporgeschwungen hatte. Er mußte seine Macht mit seinem nicht viel ältern Onkel und Mitrevolutionär, dem Generalkommandanten Mariano Vallejo, teilen, was zu dauernden Eifersüchteleien führte. Für Alvarado war Sutter eine willkommene Figur im Kampf, den er heimlich gegen seinen Onkel führte.

und Gemüseresten gewürzt war. Dann wurden die Indianer von ihrem Aufseher zu diesen Futtertrögen geführt. Zu beiden Seiten kniend, schöpften sie den Brei mit den Löffeln, mit denen sie geboren waren, und wie eine Herde Säue lärmend und gerig schmatzend, räumten sie die Tröge sauber aus. An manchem klaren Frühlingstag konnte sich übrigens der Koch viel Arbeit ersparen, indem er die Indianer in die grünen Wiesen hinaus schickte, wo sie sich an einer süßen Kleear, die ihnen immer ein beliebter Leckerbissen war, gütlich taten. Im wilden Zustand nährten sich diese Indianer von Wurzeln und Beeren, vorzüglich aber von Eicheln und Heuschrecken, welche, getrocknet und fein gemahlen, zu Kuchen oder Brot verbacken wurden. Zur Sommerzeit bildeten die großen Treibjagden auf die Heuschreckenschwärme ihre Hauptbeschäftigung. Die Tiere wurden dabei in trichterförmige Gruben gedrängt. Um ihr Entrinnen zu verhüten, rüpfte man ihnen die Beine aus, trug sie dann in Körben in die *rancherías*, die Dörfer, wo sie, in heißer Asche geröstet und zu Pulver vermahlen wurden.

Vielweiberei war unter den Sacramento-Indianern die Regel, und es war wenig Glück dabei. Die Häuptlinge hatten sozusagen ein Monopol auf die Frauen, weshalb die jungen Männer lange unbeweiht blieben. Diese kamen nun mit ihren Klagen zu Sutter, und da sie die gelehrtsten Arbeiter waren, so konnte sich ihre Gunst nur zu seinem Vorteil wenden. Er ordnete daher auf einen Sonntagmorgen ein *Pow-wow* an und erklärte, daß eine gleichmäßigere Verteilung der Weiber für die Wohlfahrt seiner Völker von höchster Wichtigkeit geworden sei. Darauf ließ er alle Frauen und Mädchen in einer Reihe antreten und ihnen gegenüber in einer zweiten Reihe die Männer. Er ließ ein Mädchen um das andere vortreten, um unter den Kriegern seine eigene Wahl zu treffen. Nur den allerwichtigsten Häuptlingen erlaubte er gnädigst zwei Weiber; — eine kluge Ausnahme, in Anbetracht der Tatsache, daß er selbst nicht wohl behaupten durfte, ein geschworener Monogamist zu sein.

(Fortsetzung folgt)

Unsere tägliche Unhöflichkeit

VON EUGENIE SCHWARZWALD

Nur in Operetten sind die Engländer noch immer humorlos und steifeln. In Wirklichkeit ist der englische Humor, wie jedermann weiß, eine der kostbarsten Blüten des Menschengesistes. Vor allen Dingen sind die Engländer Meister der Selbstpersiflage. Ja noch mehr, sie suchen nach Gelegenheiten, ihre eigenen Fehler aufzudecken und zu persiflieren.

So hat letzthin eine englische Zeitung ihre Leser zu einem merkwürdigen Wettbewerb aufgerufen. Sie sollten die in England besonders häufigen Unhöflichkeiten bekanntgeben. Wer die meisten aufzuzeigen hätte, wäre Sieger. Die Leute gingen mit großem Eifer an die Arbeit und man muß sagen, für ein Land, welches allgemein im Ruf erlesener Höflichkeit steht, kam eine ganz nette Liste zustande. All der vielen Zuschriften kurzer Sinn ist: der Mensch darf in der Welt nicht zu viel Raum einnehmen, weder mit der Stimme noch mit der Atmosphäre noch mit den Ellbogen. Wenn er es nicht vorzieht, als Eremit zu leben, so muß er die Rippen, die Augen und die Herzen seiner Mitmenschen schonen. Vor allem ihre Nerven. Er darf nicht undeutlich sprechen, denn nichts, was er sagt, ist so wichtig, dem andern eine Anstrengung zuzumuten. Er muß leserlich schreiben, denn die Bescheidenheit gebietet es, anzunehmen, keiner werde sich die Mühe nehmen, Unleserliches zu entziffern. Da man in England augenscheinlich vom Wert der Zeit eine hohe Meinung hat, erscheint Unpünktlichkeit bei Verabredungen, verspätetes Erscheinen bei Veranstaltungen, Spätantwortung von Briefen als ein Kapitalverbrechen. Ein ebensolches ist: übler Laune zu sein. «Man hat kein Recht», schreibt eine Frau, «mir die kurze Lebenszeit zu trüben. Ich zähle ohnehin schon vierundvierzig Jahre, das ist gar nicht wenig für eine junge Frau.» Und ein anderer meint, da üble Laune ansteckend sei, müsse man sie im stillen Kämmerlein austoben. Jedenfalls scheinen die Aussprüche «Heut bin ich mit dem linken Fuß aufgestanden» oder «Möchte wissen, was mir heut über die Leber gelaufen ist» im englischen Sprachschatz ganz zu fehlen.

Die meisten kommen zu dem Ergebnis, Unhöflichkeit sei dumm. «Welchen Zweck hat es», schreibt ein cholerischer alter Herr aus Wales, «bei Meinungsverschiedenheiten schroff zu widersprechen, oder aus dem Zehnten ins Hundertste zu kommen? Da doch bekanntlich jeder nur sich selbst hört, wäre es klüger, auf Mittel zu sinnen, wie man die Aufmerksamkeit des Partners fesseln könnte. Durch Geschrei unterbricht man ja nur den ohnehin schwachen Faden seiner Aufmerksamkeit.»

Die Nerven der Mitmenschen zu schonen, empfehlen alle Einsender. «Wer Kinder in Gegenwart anderer erzieht, ist ein Rüpel.» «Wenn einer Kellner, Chauffeur und Schaffner in meiner Gegenwart ihre Abhängigkeit fühlen läßt, fühle ich mich beleidigt.» Ein junges Mädchen

geht sogar so weit, zu sagen: «Wer eine Tür mit Knall hinter sich zufallen läßt, hat mich schwer gekränkt.»

Auch die Augen, so verlangen diese Kritiker der nationalen Höflichkeit, haben diskret zu sein. Ungeniertes Anstarrn, finstere, drohende Blicke, die einem entgegen geschleudert werden, wenn man in die Bahn einsteigen will, werden ebenso bestandener wie unhöfliche Ohren, das sind Ohren, sorgfältig gespitzt, Gespräche, die nicht für sie bestimmt sind, aufzunehmen.

Zu den Unhöflichkeiten, die besonders oft angekreidet werden, gehört die ungenierte Unhöflichkeit der Malkünste, die die Frauen in der Öffentlichkeit an ihrem Gesicht üben. Frauen und Männer zeigen sich dadurch verletzt. Die Frauen empfinden diese Betätigung als einen Verrat. «Wozu der Männerwelt zeigen», schreibt eine junge Frau, «wie unvollkommen wir von Natur sind und welcher Anstrengungen es bedarf, uns für sie schön herzurichten? Ein junger Mann aber klagt über seine verlorene Illusion. «Wenn es die jungen Mädchen nur nicht gar so deutlich machen wollten! Ich bin ja von Natur so geneigt, ihre roten Lippen als das Zeichen ihres warmen Herzens und ihrer heißen Sinne zu bewundern! Aber was soll ich machen, wenn sie in meiner Gegenwart blaurot lackieren?»

Besonders übel vermerkt werden auch öffentliche Zärtlichkeitsbezeugungen. Freilich geht der Engländer nicht so weit darin wie der Italiener: wer in London auf der Straße küßt, wird deshalb noch lange nicht verhaftet. Aber jedenfalls findet man ihn unfair, und das ist dortzulande so diffamierend wie eine Gefängnisstrafe. Der Engländer betrachtet als sein heiliges Recht, keinen Einblick in das Gefühlsleben seines Nebenmenschen zu bekommen. Von jung auf ist er fest entschlossen, keinem Menschen was nachzufühlen. Er wünscht keine Gelegenheit, mitzutauern und keine, zu beneiden. G. B. Shaw klagt: «Die viele Küsserei im Film ist mir in hohem Grade zuwider. Ich finde es, tanzalizing», wenn Mary Pickford von einem andern geküßt wird und ich zuschauen muß.» Leidet aber ein Engländer beim Anblick eines Kusses keine Tantalusqualen, so hat er die Vorstellung, er sei unfreiwilliger Zeuge eines unhygienischen Vorgangs.

Die Lärmfeindlichkeit des Engländers tritt besonders stark in die Erscheinung. Die Leute dort können es nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die es wagen, im Gottesdienst, Konzert, Theater oder auch nur, wenn das Radio oder das Grammophon in Gang sind, zu wispeln oder sich zu räuspern. Die waren eben seinerzeit nicht dabei, als Kainz im Großen Musikvereinssaal die «Bürgschaft» vorzutrug und die Dame die vor mir saß, wahrscheinlich um ihre Schulbildung zu beweisen, ihm immer um eine Zeile voraus war.

Alle diese Beschwerden werden mit viel Temperament

vorgebracht. Uns kommen sie unbedeutend und unscheinbar vor. Die tägliche Unhöflichkeit in unseren Gegenden liegt nämlich tiefer und ist schwerer auszurotten. Unsere Unhöflichkeit kommt daher, daß die Menschen keine Ahnung haben, wie einem andern zumute ist. Alle Menschen sind ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Infolgedessen wissen sie nicht, wie es dem andern geht, wie er wirklich aussieht, wie alt er ist. Sie merken sich seine Verhältnisse nicht, sie reden eigentlich nur von sich selbst und warten damit nur so lange, bis der andere zu sprechen aufgehört hat. Natürlich sind die Engländer sicher auch nicht anders. Was sie besser auftreten läßt, ist nur die Tatsache, daß in England «personal remarks» verpönt sind. Bei uns leider nicht.

Diese sind es nämlich, die, aus einem geheuchelten Interesse kommend, die allerschlimmsten Sottisen ergeben. So sagt man gern zu einem alten, müden Gelehrten: Sie hätte ich aber nicht erkannt; ja, ja, wir werden alle nicht jünger; zu einem Schauspieler: In Ihrer letzten großen Rolle habe ich Ihr starkes Organ besonders bewundert; zu einer Frau: «Haben Sie nicht in letzter Zeit etwas zugenommen?» und «Wissen Sie, eine so hübsche Tochter hätte ich Ihnen gar nicht zugertraut.» Ein älterer Herr, der gerade flott vorüberlauft, wird aufgemunert: «Bravo, bravo, das geht ja noch ganz gut!» Eine nicht mehr junge Frau, die strahlend von einer Bergtour zurückkehrt, wird mit den Worten begrüßt: «Ich war in großer Sorge, ob Ihnen diese Strapaze nicht schadet.» Einen Kulturhistoriker, der mit aller Hingabe sein Weltbild festgelegt hat, pflegen die Leute zu loben: «Ein bewundernswürdiges Wissen steckt in Ihren Büchern drin. Das reinste Lexikon sind Sie.» Diese Menschen wären imstande, zu Edison zu sagen: «Nein, was Sie alles können! Ich könnte das nicht.»

Goethe hat recht: kein Mensch weiß was vom andern. Eigentlich ewig schade. Und gar keine Hoffnung auf Besserung. Nirgends der berühmte Silberstreifen am Horizont. Halt, doch einer. Es gibt eine Menschengattung, deren Angenehmigkeiten einander mit jener Höflichkeit begegnen, die aus wahrem Verständnis kommt. Nicht Rasse, nicht Nationalität, nicht Klasse, nicht Stand, nicht einmal Kleidung vermag da trennend zu wirken. In jeder Lage, in jedem Raum, zu jeder Zeit sind sie bereit, einander beizustehen. Ich meine die Raucher.

Gelt da am Pfingstsonntag ein junger Mann mit der Erwählten spazieren. Eben hat er die lebensentscheidende Frage gestellt. Ehe sie aber Zeit hat, das beglückende «Ja» zu hauchen, steht vor dem jungen Paare ein Mann und sagt: «Entschuldigen, darf ich um Feuer bitten?» Dem jungen Liebhaber fällt es nicht ein, sich dem Ansinnen zu entsinnen. «Bitte schön», sagt er. Sein Liebesglück kann warten; die Rauchersitte geht voran. Als Prometheus sich um Feuer bemühte, hatte er es schwerer.